



Stramer

*Ein
Familien-
roman*

MIKOŁAJ ŁOZIŃSKI

Suhrkamp

SV

MIKOŁAJ ŁOZIŃSKI

Stramer

Ein Familienroman

Aus dem Polnischen von
Renate Schmidgall

Suhrkamp

Die polnische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel *Stramer* bei Wydawnictwo Literackie.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds gefördert im Rahmen des Programms
»NEUSTART KULTUR« der Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



Erste Auflage 2024
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024
© Copyright by Mikołaj Łoziński, 2019
All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagfoto: Roman Vishniac, *Jüdische Schulkinder in Mukacevo*,
um 1935-1938, Schenkung von Mara Kohn Vishniac,
© The Magnes Collection of Jewish Art and Life, UC Berkeley
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-43199-3

www.suhrkamp.de

Meinem Vater

KAPITEL 1

Nathan

Er kam wegen Rywka aus Amerika zurück. Vier Jahre lang, erzählte er, habe er jeden Tag an dieses Mädchen gedacht, bis er schließlich eine Rückfahrkarte für das Schiff kaufte. Dass er ohne einen Groschen zurückkam und sich sogar das Geld für die Fahrkarte von seinem älteren Bruder leihen musste, erzählte er nicht. Dafür liebte er es, amerikanische Wörter ins Gespräch einzuflechten, die niemand in der Familie verstand.

Aus Amerika hatte er einen Ledergürtel mit einer Messingschnalle mitgebracht. Ein Abschiedsgeschenk seines Bruders für die Rückkehr nach Polen. Am Hafen von New York hatten sie sich umarmt und zum letzten Mal gesehen. Wenn man sich den Verschleiß der einzelnen Löcher ansah, konnte man an dem Gürtel ablesen, wie sich Nathans Figur über die Jahre verändert hatte. Er konnte selbst kaum glauben, dass er einmal so schlank gewesen war.

Ähnlich wie sein Vater und sein Großvater erinnerte er an einen Ringer. Einen alten Ringer. Breite Schultern, ein kaum zu erkennender Hals und ein herausgestreckter Brustkorb wie bei einem Hahn. Er war stolz darauf, dass sie ihn in der Stadt den »Boss« nannten.

Wenn er auf der Straße gefragt wurde, »wie geht's«, erwiderte er:

»Gut, aber nicht hoffnungslos.«

Er tippte sich an den Hut und ging weiter.

Alle paar Monate kam ein Brief aus New York. Ben schrieb,

er müsse die Reise nach Tarnów leider verschieben. Er könne den Papierwarenladen jetzt nicht alleinlassen. Bald beginne das Schuljahr, es gebe zu viele Bestellungen. Er müsse eine unehrliche Mitarbeiterin entlassen und habe noch keine neue, vertrauenswürdiger gefunden. Bald sei Weihnachten, die Zeit der Geschenke, und »bei uns kaufen nicht nur Juden«. Seine Frau sei schon wieder krank. Eine Krise ziehe auf, wenn er den Laden jetzt im Stich ließe, gäbe es keinen Grund mehr, nach Amerika zurückzukehren. Aber er habe Sehnsucht und plane die Reise fürs kommende Jahr. Er könne es kaum erwarten, Rywka und die Kinder kennenzulernen.

Als Eltern wisst ihr am besten, was sie brauchen, also kauft ihnen das von mir.

In den auf seinem Firmenpapier geschriebenen (BEN STRAMER GENERAL MERCHANDISE, 33 Grand St, NY) und dreifach gefalteten Brief legte er immer ein paar grüne Banknoten. Er hatte sie in violettes Durchschlagpapier eingewickelt, damit man das Geld von außen nicht sehen konnte. Dieses Papier verfärbte die Banknoten jedes Mal; wenn man sie herausnahm, waren sie grün-violett, und Rywka musste sie behutsam abwaschen und über dem Küchenherd trocknen.

Den Kindern gab Nathan nur die amerikanischen Briefmarken von den Umschlägen. Die Dollars legte er beiseite.

»Ich arbeite ständig, ich hab keine Zeit, Geld zu verdienen«, erklärte er seiner Frau.

Und er wartete. Er wartete und wartete und wartete. Dass sich ein gutes Geschäft bieten würde. Ein Geschäft, das das Leben der Stramers verändern könnte. Das sie von der Einzimmerwohnung mit kleiner Küche im Parterre am Ende der

Goldhammer-Straße ganz nach oben katapultieren und erst im höchsten Stockwerk eines der Häuser mit den Buntglasfenstern wieder absetzen würde, in dem eleganten polnisch-jüdischen Stadtteil, am besten in der Nähe der Straßenbahn, auf die Tarnów so stolz war. In einer der riesigen, hohen Wohnungen mit Badezimmer, Toilette und fließend Wasser, mit elektrischem Licht und blumengeschmücktem Balkon.

Eine Zeitlang sah es so aus, als sollte sich sein Wunsch erfüllen. Er hatte gerade einen ganzen Waggon Kolophonium gekauft. Man hatte ihm gesagt, das bräuchten Geiger, um das Rosshaar der Bögen einzureiben. Woher hätte er wissen sollen, dass es in Tarnów so wenige Geiger gab? Schließlich kaufte er selbst eine Geige mit Bogen und verfügte, Salek, von dem Rywka sagte, er habe so schöne, lange Finger, solle darauf spielen.

Obwohl er nie in die Philharmonie oder die Oper ging, sah er vor seinem inneren Auge schon seinen siebenjährigen Sohn auf den Bühnen von Krakau oder gar Wien. Auch Rywka konnte sich Salek gut in einem kleinen Smoking vorstellen, mit Fliege und seiner lockigen Haarpracht. Im Gegensatz zu seinen Brüdern mochte er es nicht, sich zu prügeln oder schmutzig zu machen.

»Hier«, sagte Nathan und überreichte ihm das Instrument.
»Ein berühmter Geiger hat noch keiner Familie geschadet.«

Man wusste ja, wie viel man mit Eintritt verdienen konnte.

Doch auch daraus wurde nichts.

Zwar schickte er ihn ein paarmal zum Geigenunterricht bei einer polnischen Lehrerin. Doch ging Salek auch wirklich dort hin? Jedes Mal, wenn Gäste kamen und Nathan ihn bat, ein »kleines Konzert« zu geben, hatte Salek eine Ausrede parat. Bis Nathan nach einem halben Jahr zu bitten aufhörte und befahl, »auf der Stelle« die Geige zu holen.

Nach dem Auftritt schwieg er.

Erst als die Gäste gegangen waren, schüttelte er den Kopf auf dem fast unsichtbaren Hals und sagte:

»Goddammit!«

Niemand verstand ihn, und er fügte hinzu:

»Das Geld zum Fenster rausgeschmissen.«

An diesem Abend griff er zum ersten Mal statt nach dem Gürtel nach dem Geigenbogen. Immerhin dazu war er gut! Und in der Tat. Er musste gar nicht fest zuschlagen, und Salek gab Töne von sich, die denen ganz ähnlich waren, die er während des »kleinen Konzerts« gerade noch seiner Geige entlockt hatte.

Bei der Arbeit, an der Kasse der jüdischen Schlachtereier, wartete Nathan ebenfalls auf das Geschäft seines Lebens. Deshalb kam es vor, dass er im Eifer seiner Gedanken, Pläne und minutiös ausgerechneten künftigen Gewinne den Kunden falsch herausgab.

»Shit«, sagte er, wenn am Abend Geld in der Kasse fehlte.

Aber es kam auch vor, dass zu viel drin war. Dann schwieg er und steckte den Überschuss diskret in seine Hosentasche.

Ich habe Kinder, dachte er.

Als der entsprechende Augenblick endlich gekommen war, wäre er am liebsten von der Arbeit nach Hause gerannt. Unterwegs machte er Einkäufe. Zu Hause konnte er nicht stillsitzen. Er half Rywka beim Kochen. Während des Abendessens fragte er die Kinder, was es in der Schule Neues gebe. Allerdings brachte er nicht die Geduld auf, ihnen auch zuzuhören. Immerhin hat er gefragt, dachte Rywka. Später bat er sie, sie solle sich hinsetzen und ausruhen. Er räumte die Teller ab, krepelte die Ärmel hoch und wusch in der Schüssel das Geschirr.

Erst als er fertig war und die Kinder schliefen, holte er aus dem Metallfuß des Bettes die zusammengerollten Dollars.

»Ich habe das Gefühl, dass es diesmal klappt. Dass es das Richtige ist.«

Rywka sagte nichts. Aber Nathan wusste, was sie dachte:

Warum ist es dir beim letzten Geschäft nicht in den Sinn gekommen, dir wenigstens eine der Kerzen genauer anzusehen?

Er wollte damals keine Zeit verlieren, fürchtete, andere Kaufleute könnten ihm zuvorkommen, jemand könnte einen besseren Preis bieten. Aber am meisten fürchtete er, der Händler, der von weit her kam, aus Kolomyja, könnte erfahren, wie viel in Tarnów die Kerzen kosteten, denn dann würde ihm klar, dass er im Begriff war, die seinigen spottbillig zu verkaufen. Nathan musste schnell handeln. So eine Gelegenheit würde sich nicht wieder bieten. Viermal billigere Kerzen als aus der berühmten jüdischen Fabrik »Biene«, die alle Kirchen in Tarnów belieferte! Vielleicht sogar in Krakau. Das hatte er gehört, doch er wusste nicht, ob es stimmte oder Reklame war. Im Übrigen hatte er auch gehört, dass der Besitzer, Herr Szpilman, heimlich den Sozialisten Geld gab. Das wiederum konnte Gegenreklame sein, verbreitet von den Konkurrenten der »Biene«.

Als er bezahlte, fühlte Nathan sich einen Moment lang sogar wie ein Betrüger. Vielleicht sollte er dem unglücklichen Händler aus Kolomyja noch etwas drauflegen oder ihn zumindest zum Essen einladen? Doch dieses Gefühl wich rasch dem Bedauern, dass der Händler nicht mehr Kerzen zu verkaufen hatte. Vielleicht lohnte es also doch nicht.

Das erwiderte Nathan in Gedanken auf die Frage, die Rywka ihm nicht stellte.

Sie saßen einander gegenüber an dem etwas wackligen Küchentisch; der Fußboden war uneben, und der Holzkeil unter

dem Tischbein musste wieder weggerutscht sein. Nathan probierte wie immer, ihn mit dem Schuh zurückzuschieben. Es klappte nicht, also bückte er sich und legte ihn wieder drunter. Am nächsten Morgen, wenn es wieder hell wäre, würde er den Keil endlich sauber machen und ankleben, beschloss er.

Beide wussten, dass keine seiner Erklärungen sie überzeugen würde, wahrscheinlich unterhielten sie sich deshalb ohne Worte. Oder wollten sie einfach die Kinder nicht wecken? Sie blickten einander nur an, und Nathan kam es kurz so vor, als sähe er in Rywkas hellen Augen statt der einen Kerze, die auf dem Tisch brannte, die tausend Kerzen ohne Docht, die er gekauft hatte.

Was hatte es genützt, dass er – als es ihm dämmerte – sofort zum Bahnhof gelaufen war und für sein letztes Geld eine Bahnsteigkarte gekauft hatte? Der Zug mit dem Händler und Nathans immer noch leicht violett gefärbten Dollars war längst nach Kolomyja abgefahren. Nathan hatte lange in der Menschenmenge auf dem Bahnsteig gestanden und unverständliche amerikanische Wörter gemurmelt, bevor er Rywka gestand, was geschehen war. Und am Abend war trotz des geschlossenen Fensters in der Goldhammer-Straße das Weinen seiner Kinder zu hören.

Dann legte er sich ins Bett, stand eine Woche lang nicht mehr auf und ging nicht zur Arbeit. Den Leuten in der Schlachtereirei sagte Rywka das Gleiche wie den Kindern:

»Nathan hat einen Magenkatarrh.«

Jetzt sagte sein Blick: Diesmal wird alles anders.

Auf Rywka machte es keinen Eindruck, dass seine Augen wieder strahlten wie damals, als sie ihn kennenlernte. Manchmal überlegte sie, woher er seine Energie hatte, die wie eine Welle heranrollte und wieder abebbte. Einmal fragte sie ihn sogar.

»Die hab ich aus Amerika«, erwiderte er.

Da dachte sie an das Meer, von dem er ihr nach der Rückkehr erzählt hatte. Auch das Meer kam in Wellen, es gab Ebbe und Flut. Selten war es unbewegt – wie sie selbst.

»Ich denke, die hast du eher vom Meer«, lächelte sie.

Jedenfalls mochte sie die Geschichten vom Meer und den großen Schiffen viel lieber als die von New York. Sie beruhigten sie. Vor dem Einschlafen stellte sie sich diese Geschichten gern vor.

Rywka

Nathan hatte ihr oft versprochen, er werde sie mit ans Meer nehmen, aber das war vor der Hochzeit und den Kindern gewesen. Bisher war sie nur bis Krakau gekommen.

Natürlich hatte man ihr als jungem Mädchen den Vorschlag gemacht, nach Amerika auszuwandern. Welches Mädchen hatte das nicht erlebt? Ein sympathischer Mann mit grau meliertem Haar und einem Siegelring am kleinen Finger hatte sie auf der Straße angesprochen. Jude natürlich. Er hatte sich als Unternehmer vorgestellt, Eigentümer einer florierenden Fabrik in Nebraska und vor allem »untröstlicher Witwer, der auf der Suche nach der Liebe nach Europa zurückgekehrt« sei.

Diese Suche hatte ihn sogar zu ihren Eltern geführt. Rywka's Vater drohte, zur Polizei zu gehen. Nicht umsonst nannte man Galizien damals »Skandalizien«. Alle wussten, worum es ging und wer da gesucht wurde. Trotzdem hatten zwei ihrer Freundinnen aus Nisko sich dafür entschieden, Nesa Schnur und Lila Flaum. Oder vielleicht hatten ihre Eltern sie überredet und weggeschickt? Rywka erfuhr, dass sie in Argentinien oder Brasilien gelandet waren, und sah sie nie wieder.

In Nisko erzählte man sich, dass die Zuhälter schöne Mädchen als »Silberlöffel«, »Seidenballen« und »Teppiche aus Smyrna« bezeichneten. Weniger hübsche als »Mehlfässer« und hässliche als »Kartoffelsäcke«. An diese Begriffe konnte sie sich noch erinnern, vielleicht, weil die Mädchen selbst einander damals diese Spitznamen gaben. Sie überlegte auch, in welche Kategorie sie wohl gehörte. Für einen Silberlöffel war sie zu klein, das war ihr klar. Aber dafür hatte sie helle Augen in einer dunklen Umrahmung, dichtes schwarzes Haar und eine schlanke Taille. Ein Mehlfass oder womöglich ein Kartoffelsack konnte sie also nicht sein.

Jetzt, in der Goldhammer-Straße, erschien ihr diese Zeit ganz unwirklich. Sie hatte geheiratet, war nach Tarnów gezogen, hatte Kinder geboren. In ihrem Leben hatte sich viel verändert. Aber wie sah es in der Welt aus? Man hörte weiterhin von Zuhaltern, die »zartes Fleisch« verkauften. So viel Zeit war seither auch nicht vergangen. Es passierte ihr immer noch, dass sie aus Versehen einen Brief mit der Jahreszahl 18 begann. So ganz war sie im 20. Jahrhundert noch nicht angekommen.

Vielleicht weil sie selten Zeitung las. Wer hätte mit sechs Kindern dafür auch Zeit?

Eigentlich hatte sie sieben Kinder geboren. Der erste Sohn, Kuba, war ein Frühchen gewesen, ohne Wimpern und Fingernägel. Sie machte sich Vorwürfe, dass sie – überflüssigerweise – in der Schwangerschaft Nathan geholfen hatte, ihre erste Wohnung zu streichen und einzurichten, noch kleiner als die in der Goldhammer-Straße. Einmal war sie sogar vor dem Eingang ausgerutscht und gestürzt. Sie hätte im Bett bleiben müssen. Doch es hatte jetzt keinen Sinn mehr zu grübeln.

Damals war Winter, sie hatten ihn ins wärmste Federbett eingemummelt, doch es half nicht. Er lebte keine drei Wochen.

Ein Begräbnis für das eigene Kind auszurichten, durch den Schnee dem Sarg des eigenen Sohnes zu folgen, war so unnatürlich. Sie versuchte zu weinen, doch sie konnte nicht und verdeckte mit den Händen das Gesicht. Damit die anderen nicht sahen, dass sie keine Tränen hatte.

Der kleine Sarg war nicht teuer, trotzdem gaben sie dafür das ganze Geld aus, das sie besaßen. Sie beerdigten Kuba an der Friedhofsmauer.

In der Nacht nach dem Begräbnis wurde sie von unterdrücktem Schluchzen geweckt. Sie schmiegte sich an Nathan, und erst jetzt flossen ihre Tränen.

Sie hätte nicht gedacht, dass der Kleine auch Nathan so sehr fehlte. Dass auch er fürchtete, Rywka könnte vielleicht keine Kinder mehr bekommen. Wie seine Schwägerin Pepi, die noch vor der Auswanderung nach Amerika eine Frühgeburt hatte: Mit dem Kind im Bauch war sie ins Krankenhaus gegangen und allein nach Hause gekommen. Nathan sagte, dieser Verlust habe über die Ausreise der beiden entschieden. Andererseits wusste man, dass es in Amerika die besten Ärzte für solche Fälle gab.

Doch Ben und Pepi erwähnten in ihren in gleichmäßigen Buchstaben auf Firmenpapier verfassten Briefen nie eine Schwangerschaft oder ein Kind. In denen, die in die entgegengesetzte Richtung unterwegs waren (vielleicht fuhren sie auf dem Meer aneinander vorbei, dachte Rywka), teilte Nathan seinem Bruder in seiner nervösen Schrift jedes Mal mit, dass ein weiterer Stramer das Licht der Welt erblickt hatte, und schrieb über die anderen Kinder. Vielleicht kamen der Bruder und seine Frau deshalb nicht zu Besuch nach Tarnów, obwohl sie ja die nächsten Angehörigen waren. Allerdings vergaßen sie nie, Geld in die Briefumschläge zu stecken.

Rywka konnte das besser verstehen als Nathan. Denn was, dachte sie, wenn es umgekehrt gewesen wäre? Wenn wir kinderlos geblieben wären und aus Amerika statt der Dollars ständig Nachrichten über neue Neffen und Nichten eingetroffen wären? Wie hätten wir uns gefühlt?

Daher dachte sie mit Sympathie an Ben und Pepi. Und immer, wenn sie an sie dachte, fiel ihr Kuba ein.

»Das erste Kind ist für Gott«, hatte Nathan einmal gesagt.

»Red nicht wie ein Rabbi«, erwiderte sie.

Wem wäre er ähnlich gewesen? Hätte er sie wie Rudek, der Älteste, auch nie um Rat gefragt, in keiner Angelegenheit, und wäre tagelang durch die Stadt gestreift? Was tat Rudek da eigentlich, und woher kam das Geld, das er ihr heimlich für den Haushalt zusteckte?

Sie konnte es nur vermuten.

Rudek

Eines Sonntags entdeckte Nathan ihn zufällig in einer Bande polnisch-jüdischer Halbwüchsiger. Sie liefen zum Spaß hinter einem Regiment österreichischer Soldaten her, die in enganliegenden Galauniformen durch die Hauptstraßen von Tarnów marschierten. Vielleicht anlässlich des ersten Todestages von Kaiser Franz Joseph, denn es gab sogar ein Orchester, das einen Marsch spielte. Und ebendieses Orchester wollte Nathan sich ansehen. Genauer gesagt – den Geiger. Damals glaubte er noch an Saleks musikalische Karriere, hatte er ihm doch gerade erst eine gebrauchte Geige der Firma Höfner gekauft. Und nun wollte er sich überzeugen, wie ein richtiger Geiger aussah. Aber warum konnte er nirgendwo einen entdecken?

Wie alle hatte er seinen Blick auf den Tambourmajor gerichtet, der das Orchester dirigierte, auf dessen weißen Stab mit der Messingkugel am Ende. Die Kugel war bald oben, bald unten, bald drehte sie sich um die eigene Achse, und zum Schluss flog sie in die Luft.

Ich möchte wissen, wie viel sie ihm dafür zahlen, dachte Nathan und starrte gebannt auf den Tambourmajor: Vielleicht würde er den prächtigen Stab wenigstens einmal verfehlen?

Das hätte Nathan eher erwartet, als hier Rudek zu treffen. Anfangs wollte er nicht glauben, dass sein Sohn zusammen mit anderen Burschen Kippen vom Boden aufblas, abfällige Gesten in Richtung der Soldaten machte und zu allem Überfluss über den ganzen Sobieski-Platz brüllte:

*Bei Ulm, bei Ulm, bei Austerlitz,
kriegen wir alle den Arsch voll, und wir sagten nix.*

Dieses Lied kannte Nathan noch aus seiner eigenen Jugend. Er versuchte, sich nach vorn zu drängeln, in die Nähe von Rudek.

*Denn so ist bei uns Österreichern der Brauch:
Wir kriegen den Arsch voll und stehen auf dem Schlauch.*

Die nächsten Strophen ließ er Rudek nicht mehr singen. Er zog ihn am Kragen aus der Menge und verdrosch ihn vor aller Augen mit dem amerikanischen Gürtel. Ein paar österreichische Offiziere mit hochgezwirbeltem Schnurrbart drehten sich um, ohne den Marsch zu unterbrechen, manche hielten sich ein Binokel vor die Augen.

Nathan zog den Gürtel durch die Schlaufen der Hose und fragte:

»Wird es uns irgendwann besser gehen als unter Franz Joseph?!«

Und er fügte hinzu:

»Wenn ich dich noch einmal mit einer Zigarette sehe, reiße ich sie dir aus dem Maul, mitsamt der Lunge.«

Das war vor nicht ganz einem Jahr, und offensichtlich hatte es gewirkt, denn in letzter Zeit konnte man Rudek täglich an der Mauer der Kaserne treffen, auf der anderen Seite der Goldhammer-Straße, wo die österreichische Garnison stationiert war, und die Zigaretten hatte er nicht im Maul, sondern in der Tasche.

Seit einer Woche nahm er nach der Schule Salek dorthin mit. Sah Rudek wesentlich älter aus oder Salek wesentlich jünger, als sie in Wirklichkeit waren? Vielleicht machten die Brüder diesen Eindruck nur durch den Gegensatz: ein hochgewachsener, breitschultriger Bursche mit Helm und Knickerbockern, der sich über einen zierlichen Jungen beugte, der zu allem Überfluss in eine enge Schuluniform mit Stehkragen gezwängt war – eigentlich noch ein Kind.

Im Übrigen trennten sie mehr als dreißig Zentimeter und anderthalb Jahre. Salek spielte nicht Fußball in blauem Trikot und weißer Hose, am rechten Flügel, wie Rudek bei Samson Tarnów, und auch in keiner anderen Position in keiner anderen Mannschaft. Er spielte überhaupt nirgends und nichts. Er hatte weder gelernt, mit den Fingern zu pfeifen, noch konnte er ordentlich ausspucken. Wenn sie vor dem Laden zusammen eine Limonade aus der Flasche tranken, kleckerte er auf die Uniform. Und das Schlimmste war, dass er sich immer wieder auf die Hosenbeine pisste, wenn er an einen Baum pinkelte, obwohl Rudek ihm schon mehrmals gezeigt hatte, wie man das vermeiden konnte.

»Und wenn du zwei Wochen schüttelst, ein Tropfen fällt immer in die Hose«, belehrte er ihn. »Aber nicht auf die Hose.«

Ähnlich war es mit dem Boxen und dem Ringen. Rudek ermunterte Salek, an den jüngeren Brüdern Hesio und Nusek zu üben, ebenfalls ohne großen Erfolg. Im Endeffekt brachte er ihm einen einzigen Schlag bei: mit der Stirn auf die Nase. Danach war Hesios Hemd voller Blut, und die Sache endete für alle drei mit dem amerikanischen Gürtel.

Jedenfalls ballte Salek, wenn einer ihn anmachte, im Zorn höchstens die Fäuste und machte kreisende Bewegungen.

Gefahr drohte ihm ohnehin nicht, weil alle wussten, wer sein Bruder war – bei dem Gedanken wurde Rudek ganz warm ums Herz. Aber er bereitete ihn auch für den Fall vor, dass man es in einem anderen Viertel nicht wüsste und jemand Salek schlagen wollte. Dann sollte er sagen, er kenne Omega, Zachar und Bänder. Es gab wohl niemanden in Tarnów, dem bei diesen Namen nicht angst und bange wurde.

»Keiner wird dich anrühren.«

Rudek gab vor Salek nicht zu, dass er selbst die drei gar nicht kannte. Musste das irgendjemand wissen?

Dafür wussten alle, dass man Omega, Zachar und Bänder, wenn sie nicht gerade im Gefängnis saßen, abends in der Gesellschaft von Prostituierten beim Polnischen Hotel in der Bahnhofstraße treffen konnte. Doch das versuchte jeder zu vermeiden. Die drei fürchteten niemanden, erzählte man sich.

Scheinbar aus Versehen rempelten sie Leute an, stießen Fußgänger vom Bürgersteig und rissen ihnen die Kopfbedeckungen weg. Schulmützen, Helme, Hüte, die Kippas und Pelzmützen der Chassidim landeten im Schlamm und in den Pfützen, von denen es selbst nach schwachem Regen zu jeder Jahreszeit wimmelte.